Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 38 (1982)
Heft: 1

Rubrik: Hochsprache und/oder Mundart

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hochsprache und/oder Mundart

Mundart um jeden Preis?

Gefährdete Stellung des gesprochenen Hochdeutsch in der deutschen Schweiz

In den Satzungen vom 15. Mai 1938 hat sich der Bund Schwyzertütsch bekanntlich als Zweck gesetzt, „die Kenntnis, die Pflege, das Ansehen und den Gebrauch der schweizerdeutschen Dialekte zu fördern". Wohl kaum hätten sich die damaligen Gründer, Adolf Guggenbühl und Eugen Dieth, denken können, daß wenige Jahrzehnte später, seit der sogenannten dritten Mundartwelle in den sechziger Jahren, das Schweizerdeutsche einen Aufschwung erfahren hat wie nie zuvor in seiner Geschichte, daß es nicht nur in hervorragendster Weise wissenschaftlich erforscht worden ist (wie etwa im Schweizerdeutschen Wörterbuch und im Sprachatlas der deutschen Schweiz) und nicht nur von einer stets zunehmenden Zahl von Institutionen und Einzelpersonen „gepflegt" wird, sondern daß es sich auch bei seinen früheren Verächtern des höchsten Ansehens erfreut und daß sein Gebrauch einen Umfang angenommen hat, der die Linguisten berechtigt, ihm nicht mehr einfach den Status eines deutschen Dialektes, sondern — wenigstens für die mündliche Verwendung — einer sogenannten „Ausbausprache" zuzuerkennen. Der in den dreißiger Jahren im Zeichen der geistigen Landesverteidigung begonnene Kampf um die Erhaltung und die Geltung der Mundart hat also mit einem nie erhofften Sieg geendet, und der Bund Schwyzertütsch hätte Grund, sich nur zu freuen.
Einzelne seiner Mitglieder mögen es unbefangen tun, andere beschleicht die Sorge, die so mühsam in Gang gebrachte Entwicklung sei mittlerweile übers Ziel hinausgeschossen und der Kampf um den Dialekt sei dann sinnlos geworden, wo dieser nicht mehr primär im Spannungsfeld zu einer Standardsprache steht, sondern eben selbst den Rang einer Sprache bekommen hat, die nun mit allen Ansprüchen einer solchen auftritt. Bildlich gesprochen: die emanzipierten Kinder könnten nicht nur ihre Eltern aus dem Nest werfen, sondern sich um deren Erbe auch so lange balgen, bis die schwächeren das Nachsehen haben und nur noch die stärksten überleben. Genau hier liegen nun die zwei entscheidenden Probleme:

Mundart verdrängt Hochdeutsch

1. Schweizerdeutsch hat sich als mündliche Sprachform so stark durchgesetzt, daß Hochdeutsch kaum mehr gesprochen wird. Dessen Geltung ist in allen Bereichen des öffentlichen Lebens äußerst eingeschränkt worden. In der Politik, in Kirche und Armee, in Radio und Fernsehen und in zunehmendem Maße auch in den Schulen bis zur Universitätsstufe gewinnt das Hochdeutsche eine fast ritualisierte Funktion; der Sprachbenutzer empfindet seine Verwendung als unnatürlich und gekünstelt, so daß es zur „Fremdsprache" wird, die man nur noch dort anwendet, wo man bewußt eine Verfremdung bezweckt. Obschon heute dank des Einflusses der deutschen Massenmedien jedermann viel besser Hochdeutsch versteht, so schwindet die Bereitschaft, diese Sprache zu sprechen in einem Ausmaß, das ihre Verwendung schließlich fast tabuisiert. In den meisten Diskussionen *darf* man nicht mehr hochdeutsch sprechen, und der Wechsel von der

einen zur andern Sprachform erfolgt stets zugunsten des Dialekts, sogar wenn durch seine ausschließliche Verwendung die Verständlichkeit beeinträchtigt wird. Von einer „sinnvollen Aufgabenteilung zwischen Schriftdeutsch und Mundart", wie sie der Bund Schwyzertütsch schon vor zehn Jahren forderte, kann heute nicht mehr die Rede sein. *Aus staats- und kulturpolitischen Gründen muß heute nicht die Erhaltung des Dialekts, sondern die des gesprochenen Hochdeutschen gefordert werden:*

— Nur wenn der Deutschschweizer Hochdeutsch nicht nur mühelos versteht, sondern in einer umgangssprachlichen Form, die durchaus etwas helvetisch getönt sein darf, auch korrekt und idiomatisch richtig (was die Linguistik als „pragmatische Kompetenz" bezeichnet) zu sprechen versteht, ist er in der Lage, an der Kultur der deutschsprachigen Länder nicht nur konsumierend, sondern aktiv teilzunehmen und mit der stark zunehmenden Zahl von anderssprachigen Ausländern, die Deutsch lernen, in Kontakt zu treten. Die mehrsprachige Schweiz würde sich um eine ihrer wichtigsten Chancen bringen, wenn sie darauf verzichtete, durch das gesprochene Wort über die Landesgrenzen hinaus auszustrahlen.

— Der Verzicht auf das gesprochene Hochdeutsch würde bedeuten, daß wir alle nicht deutschsprachigen Schweizer wie auch die in unserem Lande lebenden Ausländer von unserer Kultur ausschließen. Daß heute schon ein Graben zwischen Deutsch und Welsch klafft, ist eine Tatsache, die nur noch jene Deutschschweizer nicht wahrhaben wollen, die immer noch glauben, es genüge, den „chers compatriotes romands" schulterklopfend die Sympathie so zu zeigen, daß wir in unseren Mundarten einige französische Lehnwörter mehr als im Hochdeutschen verwenden. Wenn die Romands in Zukunft nur noch Schweizerdeutsch als die herrschende „langue des affaires" lernen — womit sie gezwungenermaßen schon begonnen haben —, so müssen wir uns nicht wundern, daß wir von ihnen nur noch unter dem Gesichtspunkt der „affaires" eingeschätzt werden und daß sie uns unser Engagement für eine immer noch vorwiegend schriftsprachlich bestimmte Kultur nicht mehr abnehmen. Und schließlich: *Wollen wir mit einem sturen Festhalten an der Mundart der Romanisierung Vorschub leisten?* (So hat die Stadt Biel jetzt schon mehr Schüler in den französischen als in den deutschen Klassen, weil es für echte Bilingues wie für die vielen Ausländer viel einfacher ist, eine Schulsprache zu erlernen, die sie in der Form auch im täglichen Leben brauchen können.)

Großmundarten verdrängen Kleinmundarten

2. Dadurch daß immer mehr Schweizerdeutsch gesprochen wird, geraten die einzelnen Dialekte in einen intensiveren Kontakt untereinander. Die positive Folge ist, daß der Durchschnittsdeutschschweizer außer dem eigenen noch viele, wenn nicht gar die Mehrzahl der andern in unserem Lande gesprochenen Dialekte einigermaßen versteht (daß er also über eine pluridialektale passive Sprachkompetenz verfügt), sich oft auch in andern Dialekten ausdrücken kann. Die einzelnen Dialekte sind nun aber beileibe nicht gleichwertig — das Bild vom Schweizerhaus mit den gleich großen Stuben ist ein Mythos —, sondern sie stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander. Sprecher archaischer oder in der Beliebtheitsskala niedrig eingeschätzter Mundarten müssen sich sprachlich anpassen: Der Walliser wird in Zürich seine Sprache nicht beibehalten können, obschon man sie vielleicht mag, aber eben doch nicht versteht, und der Nordostschweizer wird seinen an sich leicht verständlichen Dialekt eben doch anpassen, um nicht negativ aufzufallen. Aber auch unter den Großdialekten verhindern die mit ihnen verbundenen Einschätzungen letztlich eine demokratische

Diskussion. Berndeutsch gilt zwar als gemütlich, aber als weniger intellektuell als zum Beispiel Baseldeutsch, so daß der Berner damit zu kämpfen hat, als vollwertiger intellektueller und nicht einfach regionalen Wertsystemen verpflichteter Gesprächspartner genommen zu werden, wogegen der Zürcher sich schon von seiner Sprache her berechtigt fühlt, als Vertreter der Deutschschweiz insgesamt aufzutreten. In einer hochdeutsch geführten Diskussion würden diese emotionalen, unsere Einstellungen aber weitgehend beeinflussenden sprachlichen Merkmale weitgehend wegfallen. *Hochdeutsch könnte so* — anders als in den dreißiger Jahren — *gerade wieder die „demokratischere" Sprachform werden.*

Die Angst vor einer Hegemonie eines Dialekts ist nicht unbegründet. Der Bund Schwyzertütsch will zwar alle Dialekte fördern, ist aber doch sehr stark auf den Raum Zürich konzentriert. Und nicht nur in den dreißiger Jahren ist der übrigen Deutschschweiz das Zürichdeutsche als Nationalsprache angeboten worden, sondern auch wieder in letzter Zeit, in der Form des Lehrmittels „Schwyzertütsch passepartout". Wenn aber der weitere Ausbau des Schweizerdeutschen bedeutete, daß der nicht gerade einer privilegierten Mundartgemeinschaft angehörende Schweizer unter seinem Dialekt zu leiden hat, dann würde uns die totale Abkehr vom Hochdeutschen nicht nur die Isolation vom Ausland und die kommunikative Abspaltung der eine romanische Sprache redenden Landesteile bringen, sondern auch Unzufriedenheit im dialektal-deutschsprachigen Bereich. Die Mundart, bisher Symbol für Demokratie und Regionalität, würde zum Zwangsmittel für die Errichtung einer von wenigen städtischen Zentren ausgehenden Monopolkultur.

Der Bund Schwyzertütsch wird sich hüten, dieser Entwicklung ideologische Schützenhilfe zu leisten. *Roland Ris („Schweizerdeutsch", III/81)*

Deutschschweizerische Flegelhaftigkeit

Italien *hat mindestens so viele* Dialektlandschaften *wie die Schweiz und unvergleichlich viel mehr Analphabeten. Es ist mir aber in den Städten, im Zug, auf der offenen Landschaft kaum je passiert, daß man mir in einer schwer verständlichen Mundart, etwa Lombardisch, Genuesisch oder Sizilianisch, geanwortet hätte. Immer bemühten sich die Angesprochenen, und zwar aller Schichten, sich des* Schriftitalienischen *zu bedienen.*

Ganz anders in der *Deutschschweiz,* die sich auf ihre Schulbildung so viel zugute tut. Die Verkäuferin in einer großen Buchhandlung gebraucht konsequent nur das Zürichdeutsch, und bezeichnend war die Unterhaltung in einem Restaurant, wo die ausländischen Angestellten einer benachbarten Versicherungsgesellschaft verkehrten. Ein englischsprechendes Pärchen hatte je ein Fleisch- und ein Fischmenü bestellt. Die Serviertochter kam mit dem Besteck zum Tisch zurück und stieß hervor: *„Werchuntschnitzelüber."* — „Wie bitte?" — „Werchuntschnitzelüber." — „Ich kann Sie leider nicht verstehen." Sie, unerbittlich: „Werchuntschnitzelüber." Schließlich begriff der Gast, was gemeint war: „Fisch bitte für mich."

Man sage nicht, die Serviertochter habe das Hochdeutsche nicht beherrscht. Ihre Briefe hat sie sicher auf hochdeutsch geschrieben, Zeitung und Bücher auf hochdeutsch gelesen. Aber sie hat offenbar nie gelernt oder nie gewünscht, sich auch sprechend des Schriftdeutschen zu bedienen.

Sollte hier nicht doch ein Versagen unserer Schule *vorliegen, die es versäumt, den Kindern die* Schwellenangst vor dem Hochdeutschen zu nehmen? *Oder ist es ganz einfach mangelnde Erziehung zur Höflichkeit gegenüber den Anderssprachigen?* *Heinz Keller („NZZ", 23. 10. 1981)*